

## **Bettina Paetzold**

Alles nur Stress...?  
Zur Vereinbarkeit von  
Mutterschaft und Berufstätigkeit

**Manuskript des Vortrages, den Frau PD Dr. Bettina Paetzold im Rahmen an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen am 22.09.1997 gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.**

## Inhaltsübersicht

|   |    |
|---|----|
| 1. Rückblick die Entstehung des traditionellen Familienbildes | 3  |
| 2. Gegenwärtige Lebensbedingungen von Frauen                  | 7  |
| 3. Barrieren bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie      | 10 |
| 3.1 Arbeitswelt   | 11 |
| 3.2 Kinderbetreuung   | 12 |
| 3.3 Muttermythos  | 13 |
| 4. Beruf und Familie: beides zugleich bereichert das Leben    | 17 |
| Literaturverzeichnis  | 24 |

Alle Mütter, die versuchen, Beruf und Familie miteinander zu verknüpfen, wissen um die Problematik dieser Lebenssituation. Erwerbstätige Frauen ohne Kinder haben schon oft davon gehört, und vielleicht halten die antizipierten Schwierigkeiten sie sogar davon ab, Kinder zu bekommen. Daß es da auch noch eine andere Perspektive geben kann, das soll das Fragezeichen im Titel deutlich machen. Ich möchte in diesem Beitrag den Blick nicht nur auf die Belastungen richten, die sich ohne Frage für Frauen mit der Verknüpfung von Berufstätigkeit und Familie ergeben, sondern möchte bewußt auf die Bereicherungen hinweisen, die sich dadurch nämlich auch ergeben und die meiner Meinung nach oft zu wenig im Blick sind, also eine positive Sicht der Vereinbarkeitsthematik aufzeigen.

In den folgenden Ausführungen betrachte ich ausschließlich die Situation von Frauen, da sich die Vereinbarkeitsfrage in unserer gegenwärtigen Gesellschaft für Männer und Frauen sehr unterschiedlich darstellt. Für die meisten Männer stellt die Verknüpfung von Beruf und Familie kein Problem dar, meiner Meinung nach erleben sie aber auch die Bereicherungen nicht so stark wie die Frauen.

In dem Beitrag werde ich zunächst etwas in die Geschichte zurückgehen und aufzeigen, wie unser heute noch weitverbreitetes Familienleitbild entstanden ist, das ja auch bestimmte Erwartungen an die Frauenrolle beinhaltet. Ich möchte zumindest anreißen, woher es kommt, daß Frauen sich so stark verantwortlich für das Wohlergehen der Kinder und der Männer fühlen, warum es ihnen so schwer fällt, eigene Bedürfnisse anzuerkennen und auszuleben. Ich zeige dann die gegenwärtigen Lebensbedingungen von Frauen auf und gehe auf das Muster der doppelten Lebensorientierung ein. Im

dritten Punkt werde ich die Bedingungen, die eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf erschweren, verdeutlichen, und im letzten Abschnitt stelle ich dann dar, worin die Vorteile einer gleichzeitigen Mutterschaft und Berufstätigkeit liegen und welche Bedingungen eine Verbindung erleichtern.

## **1. Rückblick: Die Entstehung des traditionellen Familienleitbildes**

Das heute vorherrschende, zumindest in konservativen politischen oder katholischen Kreisen proklamierte Familienidealbild, das einen erwerbstätigen Vater und eine zu Hause bleibende, sich um die Kinder und den Haushalt kümmernde Mutter beinhaltet, ist zeitgeschichtlich gesehen noch gar nicht so alt. Vor etwa zweihundert Jahren befand sich die Gesellschaft in einer Phase tiefgreifender politisch-ökonomischer und kultureller Wandlungsprozesse. In dieser Zeit, Ende des 18. Jahrhunderts, begann der Übergang von einer vorwiegend ländlich-bäuerlichen in eine städtisch-industriell geprägte Gesellschafts- und Wirtschaftsform. Bis dahin waren Arbeit und Leben eng miteinander verknüpft. Die Familie war eine Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft. Beispielsweise war der Arbeitsplatz des Handwerkers in seinem Wohnhaus, seine Frau - und auch die Kinder- waren selbstverständlich in den Arbeitsprozeß integriert. Ebenso arbeiteten Bäuerin und Bauer Hand in Hand. Arbeit bestimmte das Leben, für Muße blieb wenig Zeit, Gefühle waren nicht Lebens- und schon gar nicht Partnerbestimmend, die Eheschließung erfolgte vorrangig aus ökonomischen Überlegungen (ausf. z.B. Rosenbaum 1982, Sieder 1987, Weber-Kellermann 1974)

Ende des 18. Jahrhunderts begann in einigen Gesellschaftsschichten die Trennung von Familie und Arbeit. In Deutschland trat diese zunächst bei den akademischen Berufen, also Juristen, Ärzte, Lehrer, und besonders der Beamtenschaft ein, die quantitativ eine zunehmende Bedeutung erhielt. Später betraf diese Trennung dann besonders die Fabrikanten und Kaufleute. Es handelte sich dabei um Berufe, zu deren Ausübung das Haus verlassen werden mußte, weil sich der Arbeitsplatz an einem anderen Ort befand. Es fand also eine Trennung von Arbeits- und Familienleben statt. Und damit konstituierte sich eine neue Familienform, die „bürgerliche Familie“. Nun war der Familienvater allein für den finanziellen Lebensunterhalt der Familie zuständig und auch verantwortlich, seine Ehefrau war für die innere Organisation des Hauswesens und des Familienlebens zuständig.

Die Familie bekam eine völlig neue Bedeutung: sie war nun, getrennt vom öffentlichen Leben, eine private Rückzugsgeliegenheit, der Ort, wo sich der Familienvater vom Streß und den Belastungen des

Arbeitslebens erholen konnte. Es bedurfte aber auch einer Person, die dieses „traute Heim“ gestaltete, und diese Aufgabe wurde der Frau zugewiesen. Ihr Lebensziel war nun die Heirat und die Erfüllung der Aufgaben als Hausfrau, Gattin und Mutter. Als Hausfrau hatte sie die Aufsicht über die Hausangestellten, hatte vor allem die Aufgabe, die Vorratshaltung, die Nahrungsmittelproduktion und die Herstellung der Dinge des alltäglichen Bedarfs zu organisieren und zu überwachen. Auch Putzen und Waschen fiel in ihren Aufgabenbereich, zumindest die Überwachung dieser Tätigkeiten, aber beides hatte damals einen anderen Stellenwert als heute (vgl. Paetzold 1996). Neben diesen verantwortungsvollen und zeitlich aufwendigen Tätigkeiten, war die Pflege des Familienlebens und Familienklimas ihre zentrale Aufgabe. Der von der außerhäuslichen Arbeit geplagte Mann sollte abends bei der Rückkehr in die Familie diese als einen Hort der Entspannung, der Ruhe und Erholung erfahren, auch als einen Ort anregender Geselligkeit. Insofern hatte die Ehefrau auch umfassende Repräsentationspflichten. Und schließlich wurde die Erziehung der Kinder, die bis dahin eher im Alltag nebenher liefen und denen keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden war, nun eine wesentliche Aufgabe der Ehefrauen (vgl. z.B. Hardach-Pinke 1986). Die Familie wurde zum Refugium, sie bildete einen Gegenpol zur Gesellschaft (vgl. z.B. Weber-Kellermann 1991). Dies aber war nur möglich, indem die Rollen von Mann und Frau genau festgeschrieben und neu definiert wurden.

Das geschah mit Hilfe der Geschlechtscharaktere (vgl. Bennent 1985, Hausen 1976). Dabei handelt es sich um eine spezifische Konzeption von Weiblichkeit und Männlichkeit, die besonders durch philosophische und pädagogische Schriften verbreitet wurde. Die Theorie der Geschlechtscharaktere basierte darauf, daß biologische Unterschiede von Frauen und Männern auf psychische Merkmale übertragen wurden. Man meinte also, daß physiologische Geschlechtsmerkmale mit psychischen einher gehen. So wurde beispielsweise von der größeren Körperkraft des Mannes auf eine geistige Überlegenheit geschlossen, bzw. die geringere Körperkraft der Frau wurde mit einer auch psychischen Schwäche gleichgesetzt. Das folgende Beispiel soll verdeutlichen, wie aus der weiblichen Körperkonstitution auf Verhaltenseigenschaften der Frauen geschlossen wurde.

„Die Rippenknorpel des Weibes sind biegsamer, daher beweglicher, die Brust ausdehnbarer, wie bei uns. Sie kann tiefer atmen, mehr Luft auf einmal einsaugen. Alles ist eingerichtet, um ohne großen Schaden in der Stubenluft zu leben“ (Ewald 1804 zitiert bei Bennent 1985, S. 171).

Oder ein anderes Beispiel: Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte entwickelte seine Theorie der Geschlechtscharaktere aus der biologischen Fortpflanzung. Aus der tätigen Rolle des Mannes beim Geschlechtsakt, er ist der Gebende, und der passiven Rolle der Frau, sie ist die Nehmende, schloß Fichte auf prinzipielle Wesensunterschiede zwischen Mann und Frau, nämlich er ist der aktive, nach außen strebende, ungestüme, sie ist die schwache, stille, gefühlvolle, nachgiebige (ausf. Bennent 1985).

Entscheidendes Kennzeichen der Geschlechtscharaktere ist ihre Polarität, d.h. Männer und Frauen haben entgegengesetzte Wesenszüge, die sich aber zu einem Ganzen ergänzen. Im Brockhaus von 1815 (zitiert bei Hausen 1976, S. 366) läßt sich dazu folgendes finden:

„Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit... Aus dem Manne stürmt die laute Begierde, in dem Weib siedelt sich die stille Sehnsucht an (...). Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten... Der Mann arbeitet im Schweiß seines Angesichts und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe, das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotz schon zu Boden liegend, noch der Gewalt, willig beugt das Weib sein Haupt und findet Trost und Hilfe noch in seinen Tränen.“

Das Zitat macht deutlich, wie festgelegt die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit waren, und sie bedeuteten nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer eine Verhaltensbegrenzung. Beispielsweise war der Bereich der Emotionalität ganz der Frau zugeordnet, der Mann dagegen galt als rationell bestimmt.

Da Wesensunterschiede von Männern und Frauen auf biologische Merkmale zurückgeführt wurden, mußten diese als naturbedingt und damit unveränderbar verstanden werden und somit schien eine Trennung der Lebensbereiche in männlich und weiblich nur logisch und vernünftig. Dem Mann wurde der außerhäusliche Bereich zugeordnet, das Aufgabenfeld der Frau wurde der Haushalt und das Zitat von Ewald belegt ja auch, warum die Frau von der Natur dafür besonders geeignet und ausgestattet zu sein schien.

Wie schon erwähnt, wurden dem Mann als zentrale Kategorien Stärke und Intelligenz, also der kognitive Bereich, zugeordnet, der Frau dagegen Sanftmut und Liebe, also der emotionelle Bereich. Das hieß für Frauen, daß Liebe und das Dasein für andere lebensbestimmende Elemente waren. Und da die Theorie der Geschlechtscharaktere auf Ergänzung angelegt war, bedurfte die Frau eines Gegenstückes, das sie mit ihrer Liebe umgeben konnte. Das liest sich um 1800 dann folgendermaßen:

„...sie verkürzt ihm die Zeit mit Liebkosungen und naiven Plaudereien; sie küsst ihm Zorn und Gram von der Stirn, und entwaffnet seinen Trotz und seinen Stolz durch ein liebevolles Zuvorkommen, durch jene freundliche Sanftheit, ..., die so unwiderstehlich auf unser Herz wirkt, weil sie aus dem Herzen des Weibes kam“ (Pockels 1797 -1801 zitiert bei Bennent 1985, S. 172).

Man meinte, es sei der natürlich Drang der Frau, sich in Liebe aufzuopfern. Ihr selbstloses Liebeshandeln sei naturbedingt, ja, die weibliche Natur verlange geradezu nach Selbstunterwerfung. Ihr häusliches Tun geschehe aus Liebe, und sie werde durch seine Anerkennung entlohnt. Die Erfüllung der Pflicht werde ihr zur Lust, denn nicht für sich, sondern im Dasein für andere lebe sie. Und so äußerte der schon mal zitierte Fichte 1796:

„Nur auf ihren Mann, und ihre Kinder, kann eine vernünftige Frau stolz sein, nicht auf sich selbst, denn sie vergißt sich in jenen“ (Fichte 1796 zitiert bei Bennent 1985, S. 119).

Im damaligen Verständnis definierte sich die Frau völlig über den Mann, war ganz auf ihn orientiert. Man meinte, sie sei geschaffen, um ihm zu gefallen. Wenn er glücklich ist, ist sie es auch.

Frauen galten also als empfindsame Wesen, die von kalter Verstandeskultur und trockenem Wissen fernzuhalten waren. Da die Frau ein stilles, sanftes Wesen habe und auf das Haus bezogen lebe, sei es dementsprechend nur zu ihrem Besten, wenn sie vom öffentlichen Leben und damit auch bestimmten Rechten ausgeschlossen würde. Man meinte, Frauen könnten nicht abstrakt und systematisch denken und daher sah man auch keinen Grund für eine intellektuelle Bildung. Mädchen lernten nur die Grundfertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens und die Fertigkeiten, die sie für ihre künftige Rolle als Ehe- und Hausfrau brauchten.

Dieses Familienmodell mit den für Mann und Frau festgelegten Rollen war in der Realität keineswegs durchgängig verbreitet, denn die bürgerliche Familienform begann sich nur langsam durchzusetzen. Nichtsdestotrotz hatte es eine stark normierende Kraft, es war das Ideal, das alle anstrebten. Für

Frauen bedeutete das, daß sie von der Teilhabe am öffentlichen Leben und vor allem einem selbstbestimmten Leben ausgeschlossen waren. Sie hatten kaum Bildungsmöglichkeiten, erst Ende des 19. Jahrhunderts war es für Frauen möglich, an einer öffentlichen Schule Abitur zu machen. Die allgemeine Zulassung zum Studium erlangten die Frauen in Deutschland erst Anfang dieses Jahrhunderts. Und Frauen hatten kaum Möglichkeiten, erwerbstätig zu sein. So blieb ihnen als Lebensziel, eine möglichst gute Partie zu machen, in ein Kloster oder Stift zu gehen, oder eine alte Jungfer zu werden und der Familie auf der Tasche zu liegen (siehe auch Frevert 1986).

Die Lebensbedingungen am Ende des 18. Jahrhunderts können hier nur skizzenhaft umrissen werden, aber das sich damals konstituierende Familienmodell hat ja seine Prägekraft bis in die Gegenwart beibehalten. Damals wie heute sind Vorstellungen über die Ehe gesetzlich fixiert, und zwar im BGB, dort im Familienrecht. Erst Ende der 70er Jahre unseres Jahrhunderts wurde die bis dahin gesetzlich festgeschriebene Hausfrauenehe abgeschafft und durch das partnerschaftliche Ehemodell ersetzt. Bis dahin galt die Verpflichtung der Ehefrau zur Haushaltsführung. Heute macht der Gesetzgeber den Eheleuten kein Vorgaben mehr, sondern die Ehegatten sollen die Haushaltsführung in gegenseitigem Einvernehmen regeln. Die Realität in deutschen Familien sieht zwar meistens anders aus, aber zumindest gesetzlich ist die Frau nicht mehr zur Haushaltsführung verpflichtet, und das bedeutet immerhin einen Schritt voran.

## **2. Gegenwärtige Lebensbedingungen von Frauen**

Die Lebensbedingungen haben sich seit dem 18. Jahrhundert entscheidend geändert, auch und besonders für Frauen. Ich mache das vor allem an zwei Kriterien fest, 1. den Bildungsmöglichkeiten und 2. der freien Wahl der Lebensform.

Ohne Zweifel haben Mädchen heute dieselben Chancen auf Schulbildung wie Jungen, ja, sie haben sogar die besseren Schulabschlüsse. Es ist auch selbstverständlich, daß Mädchen und jungen Frauen eine Berufsausbildung machen und zumindest für einige Zeit erwerbstätig sind. Kaum eine junge Frau mehr geht direkt vom Elternhaus in eine Ehe. Bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung ist der Wunsch nach einer qualitativen Schul- und Berufsausbildung genauso stark ausgeprägt wie bei dem männlichen. Über Bildung wird die Teilhabe an der Gesellschaft und der beruflichen Welt ermöglicht.

Daher hat Bildung eine zentrale Bedeutung für die Lebensmöglichkeiten von Frauen. Jedoch haben sich die Hoffnungen auf Überwindung der ungleichen Lebensbedingungen von Frauen und Männern durch Bildung bislang nicht erfüllt. Denn obgleich Frauen heute eine breite und gute Bildungsqualifikation haben, sind ihre Möglichkeiten der beruflichen Umsetzung schlechter als die der Männer, vor allem, weil Frauen andere Berufe wählen als Männer. Und selbst wenn Frauen eine Ausbildung in einem männlich dominierten Beruf machen oder Studienrichtungen wählen, die traditionell von Männern besetzt sind, haben sie nicht die gleichen Karrierechancen. D.h., die Erfüllung fachlicher Voraussetzungen ist zwar notwendig, reicht aber für eine gleichberechtigte Teilhabe an der Arbeitswelt nicht aus (ausf. Paetzold 1996). Festzuhalten bleibt jedoch, daß Frauen heute Zugang zur Berufsausbildung und Berufsausübung haben.

Die zweite deutliche Änderung im Leben von Frauen ist die Möglichkeit, die Lebensform frei wählen zu können. Bestand am Ende des 18. Jahrhunderts das Lebensziel einer bürgerlichen Frau in einer möglichst günstigen Heirat und der Lebenssinn darin, Kinder zu bekommen, und war der Lebensweg stark standardisiert und vorgezeichnet, so haben Frauen - und auch Männer - inzwischen viele Optionen der Lebensgestaltung. Insgesamt haben Frauen heute dieselben Freiheiten der Lebensführung wie Männer, auch wenn es sicherlich noch starke milieuspezifische Einflüsse gibt (vgl. Burkart u. a. 1989). Es ist eine Pluralisierung von Lebensformen eingetreten, d.h., daß es viele verschiedene Möglichkeiten der Lebensgestaltung gibt (vgl. Beck/ Beck-Gernsheim 1990).

Das eröffnet besonders Frauen Chancen für einen selbstbestimmten Lebensweg. Nicht zuletzt die Entwicklung kontrazeptiver Mittel und die Möglichkeiten, Sexualität außerhalb von Ehe zu leben, haben die Handlungsspielräume für Frauen erweitert. Ich kann hier nicht auf die Vielfalt der Lebensformen eingehen (vgl. z.B. Peuckert 1996, Schneider u.a. 1998), aber als zentraler Punkt ist festzuhalten, daß heute eine individuelle Wahl der Lebensform möglich ist. Allerdings beinhaltet eine solche Wahlmöglichkeit auch immer einen Wahlzwang. Jede und jeder muß eigene Entscheidungen treffen, wie sie oder er leben möchte. Normen und Leitbilder sind weniger verbindlich, traditionelle Lebensvorgaben verlieren an Einfluß. Die Entscheidung, wie jede und jeder leben möchte, muß individuell getroffen werden, wobei es keine verbindlichen Maßstäbe oder Rezepte für die richtige Entscheidung gibt. Die/der einzelne ist allein verantwortlich für die Lebensgestaltung, muß sich ihre/seine Biographie selber modellieren. Im Alltag bedeutet das, daß während des Lebenslaufs verschiedene Wohn- und

Partnerschaftsformen durchlebt werden, bspw. vom Single in die nicht-eheliche Lebensgemeinschaft, zurück zum Single, in die Ehe, Geburt eines Kindes, ev. Scheidung, alleinerziehend mit Kind...

Die Palette der Lebensformen ist bunt, ein regelhafter, vorgegebener Lebenslauf wird für Frauen immer seltener. Gerade für Frauen haben sich die Handlungsspielräume massiv erweitert durch die Befreiung aus den sozialen Zwängen einer traditionellen Lebensführung. Damit verbunden ist aber auch die Notwendigkeit, für sich selbst eine Lebensplanung zu machen, die eigene Biographie zu gestalten, zu entscheiden, in welcher Lebensform frau leben will.

Trotz der vielen Möglichkeiten ist die Ehe noch immer die am weitesten verbreitete Lebensform, hat die Ehe nicht an Attraktivität verloren, ist der Heiratswunsch ungebrochen. Die Mehrheit der Bevölkerung ist verheiratet, und die Ehe ist die am meisten angestrebte Lebensform. Nach dem Mikrozensus 1992 sind 72% der Bevölkerung zwischen 25 und 65 Jahren bzw. 80% zwischen 35 und 55 Jahren verheiratet. Bedingungslose Ehegegner und -innen scheint es kaum zu geben. Die Ehe hat heute allerdings eine andere Bedeutung als noch im 19. Jahrhundert. Ihr ehemals dominanter Versorgungsaspekt tritt durch die zunehmende ökonomische Unabhängigkeit der Frau in den Hintergrund. Zentral scheint heute für eine Heirat der Wunsch nach einem Kind oder eine bestehende Schwangerschaft zu sein. Heirat und Elternschaft sind eng miteinander verknüpft. Der Anteil der Ehen mit freiwilliger Kinderlosigkeit ist nach den vorliegenden Untersuchungen sehr gering (vgl. Nave-Herz 1994).

Der Verbindlichkeitscharakter der Ehe hat zwar abgenommen, aber bei den meisten Frauen besteht weiterhin der Wunsch nach Ehe und Kindern. Elternschaft ist nicht mehr Schicksal in dem Sinne, daß Frauen kein anderer Lebensweg offen steht, sondern Mutterschaft ist heute optional, d.h. sie ist wählbar und planbar (zumindest theoretisch). Es findet kein Abschied vom Kinderwunsch statt, jedoch bedeutet für die meisten Frauen eine Entscheidung für ein Kind die Übernahme einer jahrzehntelangen Verantwortung und eine Einschränkung, zumindest eine stärkere Veränderung des bisherigen Lebens als für Männer.

Neben dem Wunsch nach Familie haben Frauen heute eine starke Berufsorientierung. Nicht nur der qualifizierte Schulabschluß, auch eine Berufsausbildung sind inzwischen für Frauen selbstverständlich geworden. Bei der Erstheirat sind Frauen heute üblicherweise berufstätig und bleiben es auch minde-

stens bis zur Geburt des ersten Kindes. Dann zeigen sich unterschiedliche Lebensorientierungen. Ein Teil der Mütter scheidet aus dem Erwerbsleben aus, aber ein nicht unerheblicher Teil von Frauen sieht die Geburt eines Kindes nicht als Grund für eine Berufsaufgabe an und will auch weiterhin erwerbstätig bleiben. Erwerbsarbeit hat auch für Frauen eine Identitätsstiftende Bedeutung (vgl. BMFS 1994). Sie wird als Erweiterung der Fähigkeiten und der sozialen Kontakte verstanden, hilft zu ökonomischer Selbständigkeit, sichert die Altersversorgung. Besonders für junge Frauen ist die Eigenständigkeit und das Gefühl, sich unabhängig fühlen und verhalten zu können, sehr wichtig. Nicht zuletzt trägt die Erwerbstätigkeit der Ehefrau häufig zur Sicherung der Familienexistenz bei.

Familie und Beruf sind heute Bestandteile der weiblichen Lebensorientierung. Befragungen zeigen, daß Mädchen und junge Frauen nicht mehr eine Orientierung nur auf Familie haben, sondern daß sie zunächst eine Berufsausbildung wollen. Die Lebensziele der weiblichen Jugendlichen haben sich verlagert: Nicht mehr eine baldige Eheschließung und Mutterschaft, sondern eine qualifizierte Ausbildung und eine Berufstätigkeit werden von ihnen vor einer Familiengründung angestrebt. Die Mutterschaft wird nicht grundsätzlich aus der Lebensperspektive gestrichen, aber zunächst besteht der Wunsch nach Erwerbstätigkeit. Bei den jungen Frauen tritt neben die Familienorientierung selbstverständlich die Berufsorientierung. Die Normalbiographie der Frau umfaßt also heute die doppelte Orientierung an Beruf und Familie (Sommerkorn 1988).

### **3. Barrieren bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie**

Die Realisierung dieses Lebensmodells stellt sich allerdings meistens als sehr schwierig da. Der Vereinbarkeit stehen strukturelle (Arbeitswelt, Kinderbetreuungsmöglichkeiten) und psychische (Muttermythos) Barrieren entgegen.

### 3.1. Arbeitswelt

Die strukturellen Rahmenbedingungen der Vereinbarkeit von Familie und Berufstätigkeit umfassen zunächst die Arbeitsbedingungen, insbesondere die Gestaltung der Arbeitszeit. Obgleich ein in letzter Zeit vielfältig diskutiertes Thema, ist die Arbeitszeitflexibilisierung noch immer viel zu gering und zudem nicht immer nach den Wünschen der Arbeitnehmerinnen. Sehr viele Frauen möchten, wenn sie Familie haben, Teilzeit arbeiten. Da gibt es eine große Gruppe, die eine Halbtags­tätigkeit anstrebt, aber viele Frauen möchten auch mehr als Halbtags, aber nicht Vollzeit arbeiten. Hier ist der Arbeitsmarkt leider noch ziemlich festgefahren (vgl. z.B. Matthies u.a. 1994). Von Arbeitgeberseite wird beispielsweise argumentiert, bei einer Teilzeitarbeit wäre der Verwaltungsaufwand zu hoch, die Arbeitsmotivation sei geringer, die interpersonellen Absprachen wären zu aufwendig, die Arbeit ließe sich nicht teilen. Erfahrungen aus der Praxis widerlegen alle diese Argumente, und es zeigt sich sogar, daß Führungsaufgaben teilbar sind, wenn die Geschäftsführung das unterstützt (vgl. Paetzold 1996).

Behindernd für eine Vereinbarkeit sind sicherlich Überstunden, und diese werden zunehmend gefordert. Nach einer 1993 durchgeführten repräsentativen Befragung (Bauer u.a. 1994) leisten 39% der abhängig Beschäftigten Überstunden und in den meisten Fällen nicht freiwillig. Unabhängig vom Geschlecht wünschten sich die Befragten um so stärker eine Reduktion, je häufiger und je mehr Überstunden sie leisten müssen, und zwar deshalb, damit sie mehr Zeit für die Familie haben.

Ebenfalls erschwerend für eine Vereinbarkeit sind die starren Arbeitszeiten. Gleitzeitmodelle bieten die Möglichkeit, den Arbeitstag variabel anzufangen und zu beenden, wobei neben Beginn und Ende auch die Dauer der täglichen Arbeitszeit innerhalb eines vorgegebenen Rahmens variiert werden kann, so daß Zeitguthaben bzw. Zeitschulden angesammelt werden können. Obwohl Beschäftigte ein großes Interesse an Gleitzeit haben, zögern Arbeitgeber mit der Einführung. Nur in 11% aller Betriebe wird Gleitzeit praktiziert, der öffentliche Dienst muß hier wegen seiner Vorreiterrolle positiv hervorgehoben werden. Gerade für Mütter bietet Gleitzeit den Vorteil, die Arbeitszeit besser an die Schul- und Kindergartenzeit anpassen zu können oder flexibler bei Krankheit des Kindes reagieren zu können.

Die Mehrzahl der Unternehmen hat bislang in Deutschland keine familienorientierte Ausrichtung in ihrer Personalpolitik. In der Literatur lassen sich zwischenzeitlich zahlreiche positive Beispiele für flexible, familienfreundliche Arbeitsbedingungen finden und offensichtlich profitieren die Unternehmen davon (z. B. Habisch 1995). Es stellt sich die Frage, ob negative Erfahrungen nicht publiziert werden oder ob es keine gibt, denn bislang liegt keine Studie vor, in der von Mißerfolgen im Hinblick auf familienfreundliche Arbeitszeiten berichtet wird.

### **3.2 Kinderbetreuung**

Eine zweite wesentliche Barriere bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind die schlechten institutionellen Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Ganztageseinrichtungen, sei es im vorschulischen oder im schulischen Bereich, sind in Deutschland Mangelware.

Die Krippe, als die Institution für die unter 3-jährigen Kinder, wird in (West-) Deutschland stiefmütterlich behandelt. Im Hinblick auf den Versorgungsgrad sind wir Entwicklungsland. Es gibt außerordentlich wenig Plätze, und diese wurden während der letzten 30 Jahre auch nur unwesentlich erweitert. Die Versorgungsquote liegt bei 2% mit einer Konzentration auf die Großstädte. Weder die Kommunen noch die traditionellen Träger scheinen an einem Ausbau sonderlich interessiert zu sein. Aber immerhin handelt es sich bei den Krippen in der Regel um Ganztageseinrichtungen mit ausreichend langen Öffnungszeiten (vgl. Paetzold 1996).

Dagegen erlauben die Öffnungszeiten der Kindergärten in vielen Fällen noch nicht einmal eine Halbtags­tätigkeit. Es gibt zwar inzwischen den gesetzlich fixierten Anspruch auf einen Kindergartenplatz für Kinder ab 3 Jahren, und in manchen Städten und Gemeinden besteht auch eine 100% Versorgung, aber das bedeutet nicht, daß dadurch eine Erwerbstätigkeit ermöglicht wird, denn es gibt zwar viele Kindergärten, die vor- und nachmittags geöffnet haben, aber leider mit einer mittäglichen Schließung.

Die Situation wird nicht besser, wenn die Kinder in die Schule kommen. Gerade in den ersten Schuljahren ist die Unterrichtszeit noch sehr variabel, die Kinder sind nicht jeden Tag dieselbe Stundenzahl in der Schule. Das deutsche Schulsystem garantiert keine halbtägige, geschweige denn ganztägige Betreuung, die Schulzeiten können von Tag zu Tag schwanken. Allerdings wurden in den

letzten Jahren in einigen Bundesländern Modellversuche mit der „betreuten“ oder „vollen Halbtagschule“ gestartet. Hierbei verbringen die Kinder, mit und ohne Unterricht, aber immer unter Aufsicht, täglich dieselbe Stundenzahl in der Schule, so daß die Eltern ihre Kinder betreut wissen (vgl. z.B. Holtappels 1997).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Realität der institutionellen Kinderbetreuung in Deutschland unbefriedigend ist und keineswegs eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie unterstützt wird. Mütter müssen häufig individuelle Lösungen finden. Gerade im Hinblick auf den Ausbau der Einrichtungen für die unter dreijährigen Kinder herrscht das alte Familienleitbild vor, wonach die Mutter am besten geeignet ist für die Betreuung des Kindes. Letztlich führt der Betreuungsnotstand dazu, daß viele Mütter froh sind, irgendeine Form der Kinderbetreuung zu finden, ohne dabei immer die pädagogische Qualität berücksichtigen zu können. Daß es auch anders geht, zeigen die skandinavischen Länder mit einem gut ausgebauten Kinderbetreuungsangebot. Aber hier sehen die Regierungen die Kinderbetreuung auch als eine zentrale politische Aufgabe an. Dagegen unterstützt unsere (bislang) konservative Familienpolitik durch die Gesetzgebung den Berufsausstieg und die Kinderbetreuung durch die Mütter, auch z.B. durch den dreijährigen Erziehungsurlaub (vgl. z.B. Hildebrand-Woeckel 1999).

### **3.3 Muttermythos**

Neben diesen strukturellen Hindernissen der Vereinbarkeit gibt es aber auch individuelle psychische, die ich mit dem Schlagwort „Muttermythos“ bezeichne. Noch nie in der Geschichte haben Mütter soviel Zeit für und mit ihren Kindern verbracht. Selbst zur Zeit der Entstehung des bürgerlichen Familienmodells, das ich am Anfang vorgestellt habe, haben sich die Mütter nur zeitweise mit ihren Kindern beschäftigt, denn sie wurden durch Personal entlastet. Die heutige Auffassung von Mutterschaft bindet die Frauen enger, ausschließlicher und länger an ihre Kinder, als dies je zuvor der Fall war (Schenk 1996). Heute ist es nicht mehr die Hausarbeit, die viel Zeit in Anspruch nimmt, sondern die Kinderbetreuung. Statt von der Vollzeithausfrau muß man eher von der Vollzeitmutter sprechen.

Das heutige Verständnis von Mutterliebe hat zwar seine Wurzeln im 18. Jahrhundert, ist aber in der übersteigerten Form ein Produkt unserer Zeit. Zwar war die Aufwertung der Mütterlichkeit, die damals zunächst einmal bedeutete, daß sich überhaupt jemand um die Kinder kümmerte, und zwar auch und besonders im Hinblick auf Hygiene und Ernährung, sehr wichtig und sinnvoll, aber das hat sich dazu gewandelt, daß Frauen heute ihre mütterliche Identität vor allem daraus beziehen, eine gute Mutter zu sein. Und die Norm dafür basiert auf dem 18. Jahrhundert-Modell. In Anlehnung an Schenk (1996) möchte ich die Elemente des historischen Mutterbildes nochmal herausstellen:

- (1) Das höchste Ziel des Lebens ist es, Mutter zu werden. Als Lebensinhalt füllt es Frauen vollständig aus. Eine Frau, die sich etwas anderes vom Leben wünscht, ist keine richtige Frau. Diese Konzentration auf die Mutterschaft war in sich logisch, da bürgerliche Frauen, wie ausgeführt, auch kaum eine andere Wahl hatten, denn sie waren vom öffentlichen Leben ausgeschlossen.
- (2) Mutterliebe ist in der weiblichen Natur verankert, ist also eine biologische Veranlagung, und stellt sich automatisch nach der Geburt ein. Eine Mutter, die ihre Kinder nicht liebt, ist keine richtige Mutter.
- (3) Mutterliebe äußert sich darin, daß der Mutterschaft alle anderen Lebensbereiche untergeordnet werden, ohne Bedeutung werden. Mutterschaft ist das einzige individuelle Lebensziel. Eine Mutter, die auch andere Interessen hat als das Wohl des Kindes und des Ehemannes, die nicht ihre restlose Erfüllung in der Mutterschaft findet, ist eine schlechte Mutter.
- (4) Mutterliebe ist gütig, selbstlos, hingebungsvoll und aufopfernd. Mütter lieben ihre Kinder, ohne etwas dafür zu erwarten.

So lautete das von Pädagogen, Philosophen und Ärzten proklamierte Mutterbild. Thurer (1997, S. 320) spricht davon, daß die Frauen damals ihren Geschlechtstrieb verloren haben, an dessen Stelle der Mutterinstinkt trat, denn dieser, so die damalige Auffassung, sei die weibliche Entsprechung des männlichen Sexualinstinkts. Die Mutterschaft wurde zwar im 19. Jahrhundert schon idealisiert, allerdings wird heute übersehen, daß die bürgerlichen Frauen neben den Kindern durchaus andere Aufgaben zu erledigen hatten, nämlich den aufwendigen Haushalt und die Repräsentationspflichten. Und daß sie bei der Kindererziehung massiv von Personal unterstützt wurden. Mütter haben sich keineswegs 24 Stunden um ihre Kinder gekümmert.

Dennoch haben sich die damaligen Vorstellungen über die Mutteraufgaben bis in unsere Zeit halten können. Ja, sie wurden durch psychologische Studien im 20. Jahrhundert noch verstärkt. Aufgrund dieser Forschungen glaubte man, daß das mütterliche Verhalten gegenüber dem Baby und Kleinkind allein über dessen seelische Gesundheit und Persönlichkeitsentwicklung entscheidet und daß in dieser Zeit gemachte Fehler nicht mehr revidiert werden könnten. Die Ratgeberliteratur wies und weist darauf hin, daß die Mutter, und nur die Mutter, einen massiven Einfluß in der frühen Kindheit habe. Eine Mutter, die in den ersten Lebensmonaten nicht ständig für ihr Baby da sei, füge ihm schwere Schäden zu. Und umgekehrt garantiere die bedingungslose Liebe der Mutter zu ihrem Kind und die Geborgenheit, die sie ihm in den ersten Lebensjahren vermittele, dem Kind auch im Erwachsenenalter emotionale Stabilität. Ja, was immer die Mutter in den ersten Lebensjahren des Kindes tue, entscheide über seine gesamte Zukunft. Mit dieser Zuschreibung der einzigartigen Bedeutung der Mutter ist zugleich der Grundstein für dauerhafte Schuldgefühle gelegt. Wenn die Mutter als zentrale und einzig wichtige Figur für das Kind gesehen wird, dann werden auch alle Fehlentwicklungen auf ihr Fehlverhalten zurückgeführt (vgl. Scarr 1987, Schenk 1996, Thurer 1997).

Aufgrund entwicklungspsychologischer Forschungen (vgl. z.B. Scarr 1987) wissen wir heute, daß in der frühen Kindheit keineswegs unveränderbar die Weichen für das künftige Leben gestellt werden, sondern daß der Mensch ein Lebewesen ist, dessen typisches Merkmal das lebenslange Lernen ist. Frühe negative Erfahrungen können durchaus im späteren Leben ausgeglichen werden. Mütter haben sicherlich einen Einfluß auf die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern, aber diesen Einfluß darf man auch nicht überschätzen. Daneben gibt es nämlich eine Menge anderer Einflüsse, seien es die Väter, die Großeltern, die Geschwister, die gleichaltrigen Freundinnen und Freunde, die Nachbarschaft, die Medien, um nur einige zu nennen. Es soll jedoch nicht der Eindruck entstehen, daß die Art und Weise des Umgangs mit Kindern völlig unwichtig ist. Natürlich ist es unbedingt notwendig, Kindern Liebe und Geborgenheit zu übermitteln, ihnen Anregung, Zuwendung, Pflege und Nahrung zu geben, sich mit ihnen zu beschäftigen. Aber es gibt keine wissenschaftlichen Belege dafür, daß dies am besten und ausschließlich die Mutter tun muß. Im Gegenteil, es hat sich gezeigt, daß mehrere konstante Bezugspersonen für Kinder von Vorteil sind, weil sie dadurch mehr Anregungen bekommen, nicht so stark auf die Mutter fixiert sind und diese Entlastung erfährt, wodurch mütterliche Überforderungen verringert werden können.

Die Mutter wurde im Verlauf der letzten Jahrhunderte aufgewertet zur bedeutendsten Erziehungsinstanz. Und auch nach dem Idealbild der heutigen Erziehung, das durch die Familienpolitik unterstützt wird, wird sie als zentrale Figur gesehen und eine Entlastung durch dritte Personen wird nur bedingt zugestanden. Die Mutter versteht sich als exklusive Mittlerin zwischen dem Kleinkind und der Welt. Für das Kind ist so die Mutter der wichtigste Mensch. Die Mutterrolle hat damit einen Hauch von Allmacht und ist durchaus attraktiv. Aber es bedeutet für Mütter auch eine Verunsicherung, wenn andere Personen, z.B. der Vater, dieselbe Bedeutung für das Kind haben wie sie, denn eigentlich müßte das Kind sie, die Mutter, den anderen vorziehen. Wenn der Vater genauso gut mit dem Kind umgehen kann und eine enge Beziehung zu dem Kind hat, wird die exklusive Mutterposition in Frage gestellt und die Mutter fühlt sich in ihrer Identität bedroht (vgl. Schenk 1996).

Die meisten Menschen in unserer westdeutschen Gesellschaft vertreten heute die Ansicht, daß die Mutter als zentrale Bezugsperson unersetzlich sei und zumindest in den ersten Lebensjahren des Kindes stets präsent sein sollte. Und diese Auffassung wird von sehr vielen Müttern geteilt. Wenn sie sich dennoch nicht diesem Ideal entsprechend verhalten, haben sie Schuldgefühle. Werden zur Kinderbetreuung andere Personen hinzugezogen, so wird das häufig von der Umgebung als Abschiebung negativ beurteilt. Stark abgelehnt wird die institutionelle Gemeinschaftserziehung von Kleinkindern, dagegen werden die mit einer Fremdbetreuung verbundenen Vorteile meistens nicht gesehen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß heute allgemein noch immer, wie im 19. Jahrhundert, die Mehrheit der Bevölkerung der Meinung ist, daß die Organisation des Haushalts und die Erziehung zumindest der kleinen Kinder originäre Bereiche der Frau sind und sie ganz allein dafür verantwortlich ist. Und dieser Ansicht sind nicht nur die Männer, sondern auch viele Frauen. Deutlich festmachen läßt sich das daran, wenn Ehefrauen sagen, sie geben ihr Gehalt fast völlig für die Kinderfrau aus. Das heißt, die Kinderbetreuung wird als mütterliche Aufgabe gesehen und nicht als Familiensache, die aus beiden Einkommen bezahlt wird, weil es schließlich ihrer beider Erziehungsaufgabe ist, die an andere delegiert wird.

Die Alleinzuständigkeit und Unersetzlichkeit der Mutter für das Kind ist ein Mythos, der es aber Frauen sehr erschwert, andere Lebenswege zu gehen und beispielsweise neben der Kindererziehung

noch einen Beruf auszuüben. Seit den 50er Jahren wird die Debatte um die Berufstätigkeit von Müttern und deren Auswirkungen auf das Kind mit fast unveränderten Argumenten geführt. Wissenschaftlich erforscht und belegt ist aber längstens, daß weder die Vollzeitmutter noch die berufstätige Mutter für sich gesehen gut oder schlecht ist.

Es kommt auf zahlreiche Rahmenbedingungen an, wie etwa die Arbeitsplatzbedingungen oder die Kinderbetreuungsmöglichkeiten, und ganz besonders auf die Einstellungen der Mutter (vgl. z.B. Scarr 1987).

#### **4. Beruf und Familie: beides zugleich bereichert das Leben**

In diesem letzten Punkt soll aus einer Befragung von Frauen berichtet werden, die Beruf und Familie in ihr Lebensmodell integrieren und daraus für sich einen Gewinn ziehen. In der Studie, die ich Anfang der 90er Jahre durchgeführt habe, wurden 29 Frauen mit zwei Kindern unter zehn Jahren befragt, die in fester Partnerschaft leben und mehr als 25 Stunden pro Woche arbeiten, in der Mehrzahl eine volle Stelle haben. Die Frauen waren im Alter von 28 - 41 Jahren, haben alle ein Studium abgeschlossen, arbeiten aber nicht unbedingt in den entsprechenden Berufen, wohl üben sie alle eine qualifizierte Tätigkeit aus. Einige Ergebnisse aus dieser Studie sollen nun dargestellt werden (ausf. Paetzold 1996).

- Warum arbeiten die Frauen?

Fast alle Frauen nennen mehrere Gründe für ihre Berufstätigkeit, wobei finanzielle Aspekte durchaus eine Rolle spielen, aber nicht alleine genannt werden. Entscheidend für die Frauen ist die Freude an der Arbeit, das positive Feedback, die interessanten Inhalte, der Spaß am Beruf, die Selbstbestätigung und die sozialen Kontakte. Nicht unwichtig ist es für Frauen auch, finanziell von ihren Männern unabhängig zu sein, Geld für sich alleine zu haben. Das Hausfrauendasein alleine füllt sie nicht aus, wird als langweilig, monoton, isolierend und unbefriedigend bezeichnet. Sie haben Angst, ohne ihren Beruf geistig abzubauen, nicht mehr so beweglich zu sein. Wenn man nicht immer wieder durch den Beruf gefordert werde, fordere man sich selbst nicht mehr. Gerade wenn der Mann beruflich sehr eingespannt sei, sei es wichtig, eine eigene berufliche Erfüllung zu haben. Interessant ist auch, daß verschiedentlich die eigene Mutter als Negativbeispiel genannt wird und zwar insofern, als sie wegen der fehlenden, aber erwünschten Berufstätigkeit als unausgeglichen erlebt wurde.

Die befragten Frauen haben offensichtlich eine hohe Berufsidentifikation. Sie können oft ihre zeitliche Arbeitsbelastung in der Woche nicht genau angeben, weil sie aus dem Beruf viel Kraft und Freude ziehen und deshalb das berufliche Engagement gern erbracht wird. Dabei ist es wichtig zu erwähnen, daß die Arbeitszeiten der Frauen relativ flexibel sind, viele haben Gleitzeit oder können als Selbständige die Arbeitszeiten eher nach ihren Bedürfnissen festlegen. Interessant ist, daß die Frauen, die Teilzeit arbeiten, in keinem Fall jeden Tag einige Stunden arbeiten, sondern an einigen Tagen voll arbeiten und an den restlichen Tagen gar nicht. Dies ist deshalb ein interessantes Ergebnis, weil nach anderen Studien von Frauen die Halbtagsstätigkeit bevorzugt wird. Vielleicht stellt sich das bei qualifizierter Teilzeitarbeit eben anders dar.

Die Frauen schildern insgesamt ihre berufliche Situation als sehr zufriedenstellend, denn sie können flexibel und selbstbestimmt arbeiten, haben interessante Arbeitsinhalte und tragen eine hohe Verantwortung. Das bedeutet nicht, daß keine beruflichen Belastungen auftreten, aber sie werden als bewältigbar geschildert.

- Welche Belastungen werden von den Frauen bei der Verknüpfung genannt?

Zunächst ist es interessant, daß keine der Frauen die möglichen Zeiten des Erziehungsurlaubes voll ausgeschöpft hat. Einige Frauen haben noch nicht einmal während der Mutterschutzzeiten ganz ausgesetzt. Die Mehrheit der Frauen kehrte spätestens nach einem halben Jahr in ihren Beruf zurück. Entscheidender war für sie die Möglichkeit, Arbeitsstunden zu reduzieren. Der völlige Ausstieg aus dem Beruf war für sie nicht attraktiv, manche schilderten sogar den Erziehungsurlaub als Zwangsurlaub. Obwohl etliche Frauen im öffentlichen Dienst beschäftigt sind, der im Hinblick auf Arbeitsplatzsicherheit einen Schonraum darstellt, wurde dies nicht für einen längeren Berufsausstieg genutzt, sondern eher die Möglichkeiten der Teilzeitarbeit in Anspruch genommen.

Fragt man die Frauen, wie sie es schaffen, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, so versichert etwa ein Drittel, daß es für sie kein Problem darstellt, beide Bereiche miteinander zu verbinden. Die anderen Frauen finden es zwar nicht einfach und erleben es teilweise als stressig und anstrengend, betonen aber, daß es machbar ist. Als wesentlich für die Vereinbarkeit wird die Unterstützung durch die Ehemänner genannt (s.u.).

Problematisch wird nicht der Alltag bezeichnet, sondern wenn etwas Unvorhersehbares passiert, dann gerät die Durchorganisation ins Wanken. Es sind momentane Probleme, die als besonders belastend erlebt werden, wie beispielsweise eine Krankheit oder besonderer beruflicher Arbeitsanfall. Es sind also keine Dauerbelastungen, sondern Probleme, die aktuell gelöst werden müssen. Dennoch muß darauf hingewiesen werden, daß viele Frauen beklagen, zu wenig Zeit für sich und die Partnerschaft zu haben. Allerdings läßt sich fragen, ob das eine Folge der Berufstätigkeit ist oder eine prinzipielle Folge des Kinderhabens.

Noch ein anderer belastender Aspekt wird von etlichen Frauen genannt, das ist die Hausarbeit. Hier wünschen sich Frauen mehr Entlastung durch den Partner oder bezahlte Hilfe. Letzteres könnten sich einige Familien finanziell durchaus leisten, es scheint aber für Frauen schwierig zu sein, eine andere Frau für sich arbeiten zu lassen, etwas zu delegieren, was in den typischen Aufgabenbereich einer Hausfrau fällt.

- Welche Bereicherungen durch die Verknüpfung benennen die Frauen?

Befragt nach den positiven Aspekten, die mit der Gleichzeitigkeit von Familie und Berufstätigkeit verbunden sind, sprechen die Frauen von einer gegenseitigen Ergänzung der beiden Lebensbereiche. Beides zu haben wird als positiv, beglückend und bereichernd beschrieben. Die Frauen erleben sich als zufriedener mit Kindern und Beruf. Eine der interviewten Frauen beschreibt es folgendermaßen:

„Ich könnt' mir ein Leben ohne Kinder nicht vorstellen, ich könnt' mir ein Leben ohne Beruf nicht vorstellen. Außerdem würde mir sowohl bei dem einen, wie bei dem anderen etwas abgehen.“

Gerade durch die Teilhabe an beiden Bereichen bekommen die Frauen doppelte Bestätigung, haben mehr Ausgleich, bleiben auch flexibler. Die Kinder werden als Ausgleich für den Beruf und der Beruf als Ausgleich für die Kinder beschrieben. Die Frauen erleben sich als ganzheitlicher, zufriedener und erfüllter und ausgeglichener mit beiden Bereichen. Es ist das Gefühl, mehr Seiten von sich erleben zu können.

Interessant ist, daß einige Frauen nicht begründen, warum sie trotz der Kinder berufstätig sind, sondern sich zunächst über den Beruf definieren und dann erst über das Muttersein. Keine der Frauen

sehnt sich nach einem Leben ohne Kinder zurück, das Leben mit Kindern ist reicher, erfüllter, schöner, vielfältiger. Durch die Kinder erhalten die Frauen emotionale Unterstützung, Lebensfreude, Geborgenheit und Nähe. Und schließlich bedeuten Kinder auch eine Bereicherung der persönlichen Entwicklung.

- Welche Vorteile für die Kinder sehen die Frauen in der Berufstätigkeit?

Fast alle Frauen nennen die eigene Zufriedenheit als einen Vorteil auch für die Kinder. Durch die Berufstätigkeit fühlen sie sich im Umgang mit den Kindern ausgeglichener und zufriedener, was sich ihrer Meinung nach auf die Kinder überträgt. Viele Frauen meinen, daß sie so auch mehr Geduld mit den Kindern hätten, als wenn sie die Kinder den ganzen Tag um sich hätten. Und sie glauben, daß sie sich in der Zeit, die sie mit den Kindern verbringen, intensiver mit ihnen beschäftigen, als sie es täten, wenn sie ganztägig zu Hause wären.

Als ein weiterer Vorteil wird von den Frauen genannt, daß die Kinder nicht so auf die Mutter fixiert sind, sich leichter von ihr lösen, auch andere Bezugspersonen akzeptieren, vielfältigere Sozialbeziehungen haben. Ein der befragten Mütter drückt es so aus:

„Ja, ich finde, sie werden einfach schon selbständiger und flexibler, sind nicht nur auf die Mutter fixiert, und das merk' ich, daß ich trotz allem Streß einfach geduldiger und ausgeglichener bin als 'ne Mutter, die den ganzen Tag zu Hause bleibt.“

Auch die andere Seite dieses Nichtfixiertseins wird thematisiert, daß nämlich die Mutter sich nicht so auf die Kinder konzentriert, eher loslassen kann. Die Frauen halten die Gefahr der Überbehütung für geringer, da sie den Kindern mehr Freiräume zugestehen. Oder, wie es eine Frau ausdrückte, daß sie dadurch am besten davor bewahrt wird, ihre Kinder dressieren zu wollen.

Viele Frauen betonen auch den Aspekt, daß sie durch die Berufstätigkeit nicht nur als Mutter gesehen werden, sondern als Mensch mit eigenen Interessen, als eine Person, die auch am öffentlichen Leben teilnimmt, als jemand, die dadurch auch einen weiteren Horizont hat und nicht nur in der Hausfrauenwelt lebt.

Zwar werden von den Frauen viele Vorteile der Berufstätigkeit genannt, jedoch sehen sie auch, daß ihren Kindern manchmal Nachteile dadurch entstehen. Besonders wird hier die mangelnde zeitliche Flexibilität genannt. Die Frauen haben weniger ungeplante Zeit für die Kinder, können vor allem kaum spontan etwas mit ihnen unternehmen. So müssen die Kinder auf manches verzichten, weil die Mütter weniger Zeit für gemeinsame Aktivitäten haben als Vollzeitmütter.

- Welche Rahmenbedingungen erleichtern den Frauen die Vereinbarkeit?

Neben den schon erwähnten relativ flexiblen Arbeitsbedingungen sind hier vor allem drei Aspekte zu nennen: die Kinderbetreuung, die Ehemänner und das eigene Mutterbild.

#### (1) Die Kinderbetreuung

Fast alle Frauen haben ein differenziertes Betreuungsnetz für die Kinder. Zum Teil beinhaltet das den Kindergarten bzw. die Schule, wesentlich aber sind die anderen unterstützenden Personen, als da sind Vater, Großeltern, Kinderfrau, Tagesmutter, Haushaltshilfe, Babysitter, Freundinnen, Nachbarschaft, Freunde und Freundinnen der Kinder. Diese vielfältigen Betreuungspersonen sind notwendig, damit die Mütter beruhigt ihrer Arbeit nachgehen können, und damit nicht alles zusammenbricht, wenn eine Betreuung ausfällt. Fast kein Kind ist in einer institutionellen Ganztagesbetreuung. Interessant ist, daß die Großeltern kaum regelmäßig in die Kinderbetreuung eingebunden werden, wohl aber für Notsituationen zur Verfügung stehen. Vereinzelt werden die Kinder dann auch mit an den Arbeitsplatz genommen oder eine Mitarbeiterin wird zur Kinderbetreuung abgestellt. Fast alle Frauen sind mit den Lösungen zur Kinderbetreuung zufrieden, allerdings ist manchmal die gegenwärtige Lösung auch erst das Ergebnis eines längeren Suchprozesses.

#### (2) Die Ehemänner

Alle Frauen werden durch ihre Männer bei ihrer Berufstätigkeit unterstützt, zumindest ist kein Mann dagegen, daß seine Frau arbeitet, was auch Ende der 90er Jahre noch nicht selbstverständlich in Deutschland ist. Allerdings ist das Engagement der Männer sehr unterschiedlich. In mehr als einem Drittel der Familien engagieren sich die Väter gleichberechtigt bei der Kindererziehung oder machen sogar mehr als die Mütter. Sie sind für eine gewisse Zeit aus ihrem Beruf ausgestiegen, um sich um die Kinder zu kümmern, oder arbeiten Teilzeit bzw. treten trotz des damit verbundenen Karriereknicks beruflich kürzer, machen beispielsweise keine Überstunden. Auch sind dabei Väter, die in Schicht arbeiten und dadurch eher Zeit für die Kinder haben und auch nutzen. Wenn sie Teilzeit arbeiten, haben sie meistens einen Tag frei, an dem sie sich vollständig um die Kinder kümmern, oder sie übernehmen regelmäßig am Nachmittag die Kinderbetreuung. Diese Väter tragen einen Teil der täglichen Verantwortung für die Kinder, sind gleichberechtigte Betreuungspersonen, was für die Mütter eine große Hilfe ist.

Ein weiteres Drittel der Väter engagiert sich ebenfalls bei der Kindererziehung, in dem sie regelmäßig die Kinder zu Bett bringen, sie zum Kindergarten oder zur Schule bringen bzw. von dort abholen, regelmäßig an einem Nachmittag die Betreuung übernehmen. Allerdings fühlen sich diese Väter eher punktuell verpflichtet oder nur zu einer bestimmten Tageszeit, sie sind nicht immer täglich länger für die Kinder verfügbar. Trotzdem machen sie mehr als der deutsche Durchschnittsvater! Diese Väter umsorgen ihre Kinder, aber die Hauptverantwortung liegt bei den Müttern.

Schließlich gibt es noch die „Wochenendväter“. Das sind Väter, die beruflich stark eingespannt sind und eigentlich nur am Wochenende Zeit für ihre Kinder haben, die sich dann aber auch ausführlich mit ihnen beschäftigen. Interessant ist bei dieser Vätergruppe, daß sie sich vor allem Zeit nehmen, wenn die Frau beruflich stark eingespannt ist. Besonders dann versuchen sie, die Frau zu entlasten. Sie unterstützen also ihr berufliches Engagement.

Es handelt sich offenbar bei den Männern der befragten Frauen um sehr unterstützende Männer zumindest im Hinblick auf die Kinderbetreuung. Im Hinblick auf die Unterstützung im Haushalt sieht es teilweise nicht so rosig aus. Es gibt Männer, die die Hälfte der anfallenden Hausarbeit übernehmen und auch hier Verantwortung tragen, aber es gibt auch Männer, die „keinen Handschlag machen“. Ein Teil der Frauen löst das Haushaltsproblem, in dem sie möglichst viele Aufgaben an bezahlte Hilfen delegieren, und damit sind sie auch höchst zufrieden. Aber es gibt auch Frauen, die Probleme haben, eine Putzfrau für sich arbeiten zu lassen.

Und ein anderer kritischer Aspekt hat sich noch herauskristallisiert. Einige Frauen thematisieren, daß sie zwar prinzipiell zufrieden mit der männlichen Haushaltsbeteiligung sind, aber Probleme haben, seine Maßstäbe oder Arbeitsweise zu akzeptieren. Sicherlich ist es einfacher, einen Haushalt selbstbestimmt nach den eigenen Vorstellungen zu führen, als diese Arbeit in Absprache mit dem Partner und seinen Vorstellungen zu machen. Hier müssen Frauen Lernprozesse durchlaufen, da sie häufig noch durch die Erziehung auf eine alleinverantwortliche Führung des Haushalts hin erzogen wurden.

### (3) Das Mutterbild

Die eigenen Vorstellungen der befragten Frauen vom Muttersein entsprechen nicht dem idealisierten Mutterbild der Gesellschaft, sie werden von den Frauen teilweise ausdrücklich in Abgrenzung dazu formuliert. In ihrem Muttersein ist den Frauen wichtig, für die Kinder eine einfühlsame Vertrauensperson zu sein, die ein offenes Ohr für die kindlichen Anliegen hat. Dies wird auch aufgrund negativer Kindheitserfahrungen betont, mit einer Mutter, die zwar ständig anwesend, aber nicht unbedingt für die Kinder ansprechbar war. Den Frauen ist es wichtig, den Kindern Geborgenheit, Wärme und Zuwendung zu vermitteln, ihnen für ihre Entwicklung einen harmonischen Familienrahmen zu geben. Daneben finden sie es aber wichtig, eigene Interessen auch noch zu verfolgen. Muttersein bedeutet für sie keine ununterbrochene Verfügbarkeit. Sie möchten nicht nur im Dasein für andere leben. Sie verstehen sich nicht ausschließlich als Mütter, sondern als eigenständige Persönlichkeiten mit Bedürfnissen, die über das Muttersein hinausgehen. Das bedeutet auch, sich selbst wichtig zu nehmen, eigene Standpunkte zu beziehen, sich ein Stück Unabhängigkeit zu bewahren. Anklammernde, gluckende, mit Liebe überschüttende Mütter wollen sie nicht sein. Allerdings hat manche der befragten Frauen auch schon die Erfahrung machen müssen, daß die von ihr praktizierte Mutterrolle im Umfeld auf Kritik und Unverständnis gestoßen ist und daß ihre mütterlichen Fähigkeiten in Zweifel gezogen werden, weil ihre Kinder auch von anderen Personen betreut werden. Selbst wenn das der Vater ist, reagiert die Umwelt manchmal negativ (!).

Gerade deshalb möchten die Frauen ihren Töchtern die Verknüpfung von Berufstätigkeit und Muttersein vorleben, um ihnen diesen Weg später einmal zu erleichtern, um ihnen ein positives Modell zu bieten. Denn für die von mir befragten Frauen ist die doppelte Rollenorientierung, die Teilhabe an Beruf und Familie, das einzig akzeptable Lebensmodell. Für sie gilt: "Eines ist zu wenig, beides macht zufrieden."

## Literaturverzeichnis

**Bauer, F./Groß, H./Schilling, G.:** Arbeitszeit '93. Resultate einer aktuellen Repräsentativbefragung bei abhängig Beschäftigten in Westdeutschland durch das Institut zur Erforschung sozialer Chancen. Düsseldorf: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 1994

**Beck, U./Beck-Gernsheim, E.:** Da ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt: Suhrkamp 1990

**Bennet, H.:** Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur. Frankfurt: Campus 1985

**BMFS (Bundesministerium für Familie und Senioren) (Hg.):** Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Fünfter Familienbericht. Bonn 1994

**Burkart, G./Fietzke, B./Kohli, M.:** Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1989

**Frevert, U.:** Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt: Suhrkamp 1986

**Habisch, A. (Hg.):** Familienorientierte Unternehmensstrategie. Beiträge zu einem zukunftsorientierten Programm. München: Hampp 1995

**Hardach-Pinke, I.:** Zwischen Angst und Liebe. Die Mutter-Kind-Beziehung seit dem 18. Jahrhundert. In: J. Martin/A. Nitschke (Hg.): Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Freiburg: Alber 1986, S. 525 - 590

**Hausen, K.:** Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W. Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett 1976, S. 363 - 393

**Hildebrandt-Woeckel, S.:** Karrierefalle Erziehungsurlaub. Reinbek: Rowohlt 1999

**Holtappels, H.:** Grundschule bis mittags. Weinheim: Juventa 1997

**Matthies, H./Mückenberg, U./Offe, C./Raasch, S.:** Arbeit 2000. Anforderungen an eine Neugestaltung der Arbeitswelt. Reinbek: Rowohlt 1994

**Nave-Herz, R.:** Familie heute. Wandel der Familienstruktur und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994

**Paetzold, B.:** „Eines ist zu wenig, beides macht zufrieden.“ Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Bielefeld: Kleine 1996

**Peuckert, R.:** Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske + Budrich 1996<sup>2</sup>

**Scarr, S.:** Wenn Mütter arbeiten. Wie Kinder und Beruf sich verbinden lassen. München: Beck 1987

**Rosenbaum, H.:** Formen der Familie. Frankfurt: Suhrkamp 1982

**Schenk, H.:** Wieviel Mutter braucht der Mensch? Köln: Kiepenheuer & Witsch 1996

**Schneider, N./Rosenkranz, D./Limmer, R.:** Nichtkonventionelle Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich 1998

**Sieder, R.:** Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt: Suhrkamp 1987

**Sommerkorn, I.:** Die erwerbstätige Mutter in der Bundesrepublik: Einstellungen und Problemveränderungen. In: R. Nave-Herz (Hg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke 1988, S. 115 - 144

**Weber-Kellermann, I.:** Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt: Suhrkamp 1974

**Weber-Kellermann, I.:** Frauenleben im 19. Jahrhundert. München: Beck 1991<sup>3</sup>